

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



51. Woche.

Verlag: Gustav Röthes Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige“ in Grudenz.

Jahrgang 1915.



Generalfeldmarschall v. Mackensen, der Großerer von Serbien, wurde zum Chef des Infanterie-Regiments Nr. 129 ernannt.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von L. Blümke.

(Schluß.)

Sie liest noch einmal und sucht weiter unter den Papieren. Da liegt noch ein Blatt, auf dem steht von Schimmelpfennigs Hand etwas notiert. Das Datum des Todestages ihres Vaters liest sie. Darunter steht: „Gegen einhalb vier kam Lupenski sehr aufgereggt in des Bankiers Wohnzimmer und las ein Schriftstück, das er dem Toten, der sich selber erschossen, abgenommen hatte. Auch den Revolver hatte er von dem Tatort fortgenommen und, wie ich von meinem Versteck aus sehr genau sehen konnte, wieder über Rosenbaums Bett gehängt. Das Schriftstück sollte im Ofen verbrannt werden. Es gelang mir aber, einen Teil desselben zu retten. Es ist auf demselben folgendes zu lesen:“

Hier steht nun, was Irmgard soeben gelesen.

Sie atmet tief auf, faltet die Hände und spricht zu sich selber: „Sollte ich auch alles verlieren, was ich besaß, ich werde sofort Anzeige von dieser wichtigen Entdeckung erstatten. Mein Gatte schlägt mich tot, wenn er erfährt, daß ich zur Verräterin geworden. Mag er es, ich habe einen Unschuldigen gerettet. O Bruno, armer Bruno, was hast Du gelitten! Wie will ich Gott auf meinen Knien danken, wenn ich Dich wirklich retten dürfte!“

Zunächst läuft sie nach Grünthal, um dem alten Seidenkranz ihren Fund zu zeigen.

„Geschehen denn wirklich noch Wunder auf unserer armen Erde?“ ruft der jetzt aus, die Hände ineinander verschlagend, und dann perlen schon die hellen Tränen über seine rauhen, verwitterten Wangen.

Er schluchzt wie ein Kind, er vermag nichts weiter zu sagen, denn jetzt hat die hohe Freudenstunde geschlagen, auf die er mit kindlichem Vertrauen geharrt, Tag und Nacht, unverdrossen, trotzdem man ihn einen Narren gescholten.

Eine Stunde später befanden Irmgard und ihr alter Freund sich auf dem städtischen Amtsgericht, mit der Kassette, und am nächsten Tage wußte die ganze Stadt bereits um die höchst interessante Sache, die vorläufig noch strengstes Geheimnis sein sollte.

7.

Reimann war wieder frei. Glänzend gerechtsam stand er da, auch nicht der leiseste Verdacht einer Schuld haftete mehr an ihm.

Aber was ist aus dem starken Mann mit der ehernen Willenskraft geworden? Er scheint um viele Jahre gealtert und sieht aus wie ein gebrochener Greis. Das Feuer seiner Augen ist erloschen, und dumpfe Schwermut blickt aus ihnen, die Zuchthausluft hat ihn frank gemacht und seinen starken Körper zermürbt.

Er glaubt noch nicht daran, daß er wirklich ganz und gar frei sein soll; das ist alles viel zu plötzlich gekommen, als daß er es hätte begreifen können. Aber nun schaut er seinem alten Freunde Seidenkranz, der ihm vier Meilen entgegengefahren ist, in die treuen Augen, sieht seine Freudentränen, fühlt den innigen Händedruck eines Mannes, der mit ihm empfindet. Da ist es ihm, als kehrten Lebewesen zurück in das tote Gemäuer, in die Ruine, die sie verlassen, und in der gespenstische Schatten statt ihrer gewaltet. Er hört des alten Mannes bewegte, tränendurchzitterte Stimme und erfährt, wie alles gekommen. Und jetzt sieht er das Erbe seiner Väter wieder. Unversehrt liegt der Hof da vor ihm, genau wie er ihn verlassen. Alle die ehrlichen Gesichter, die er entrüstet sah, als er fort mußte, strahlen ihm in hoher Freude entgegen. Die treuen Leute haben ebenfalls ausgeharrt bei kargem Lohn. Er fühlt ihre harten Hände in den feinigen und da strömt ihm das Blut warm zum Herzen.

Ein Willkommenstruß prangt dort über der Haustüre, in buntem Blumenrahmen, und im Hause sieht es so sauber und ordentlich aus, als schwatzen und walten darin noch heute Frau Richters fleißige Hände. Ein Rosenstrauß steht auf dem Tisch.

Aber jetzt traut Bruno seinen Augen doch nicht länger. „Irmgard!“ stöhnt er aus.

Ja, auch Irmgard wollte bei dem Empfang nicht fehlen, sie hat dem Heimkehrenden das Haus so schön geschmückt mit ihren Mägden. Sie kennt ja nur den einen Wunsch, Bruno das schwere Unrecht, das er erduldet, vergessen zu machen.

Irmgards bleiche Wangen haben sich in freudiger Erregung gerötet und aus ihren Augen strahlt dem Überzeugten ein so beseligender Glanz ins arme Herz, daß auf einmal wieder Jugend und Jugendkraft in seine Adern strömt. Seine gebogene Gestalt strafft sich in die Höhe, er ist wieder der Alte, der Mann, der den Kampf ums Dasein nicht scheut. Mit warmen Worten spricht er Irmgard seinen Dank aus und preist sie als einen Engel des Himmels, den Gott zu seiner Rettung bestimmt.

Nie hat sie ihn so reden gehört. Er spricht wie ein Mensch, der in himmlischer Verzückung mit Jungen redet. Wieder und wieder nennt er ihren Vornamen, als hätte er ein Recht dazu, als dächte er gar nicht daran, daß sie Frau v. Lupenski ist.

Und sie wehrt es ihm nicht, trotzdem es ihr peinlich ist vor den Mägden und vor dem alten Seidenkranz.

Aber plötzlich kommt es ihm zum Bewußtsein, daß dieses Wesen da vor ihm an den Mann gefetet ist, der so schwer an ihm gefrevelt.

Da nüßigt er sich, tituliert Irmgard mit „gnädige Frau“ und begegnet ihr, wie es sich einer vornehmen Dame gegenüber gebührt. Nachher erfährt er, wie schwer sie es hat, wie unglücklich sie sich in der Ehe mit dem ungeliebten Mann fühlt.

Da lodert die noch nicht verglimmte Glut in seinem Herzen wieder zu heller Flamme, und er gekrönt es sich, seiner Retterin zum Retter aus ihren Ketten und Banden zu werden.

Trotz eifrigster Bemühungen war es bis heute noch nicht gelungen, der Brandstifterin habhaft zu werden. Es behaupteten wohl verschiedene Leute, sie abends oder auch nachts im Walde gesehen zu haben, doch alle Versuche, sie zu ergreifen, mißliefen. Und dabei hielt sie sich tatsächlich auf Tannenhöher Grund und Boden auf, und zwar wohnte sie bei einer Waldarbeiterfamilie im Keller.

Die Leute hatten sie aus Erbarmen und vielleicht auch, weil sie auf reichlichen Lohn rechneten, aufgenommen. Versicherte sie ihnen doch täglich, daß sie eine reiche Erbschaft erwarte. Besaß sie die erst, dann wollte sie einen Anwalt nehmen und allen, die sie gemartert, einen Prozeß machen, diejenigen aber, die sich ihrer angenommen, dürften fürstlicher Belohnung versichert sein.

Daß sie die Brandstifterin sei, glaubten die einfältigen Leute nicht. Sie hielten es also für ein Werk christlicher Barmherzigkeit, wenn sie der Armut Obersbach gewährten.

Bei Tag saß sie ganz ruhig in ihrem Keller. Sobald es aber dunkelte, war sie nicht zu halten. Dann streifte sie wie ein Stück Wild im Walde umher, umlauerte das Försterhaus, in dem Frau v. Lupenski jetzt wohnte, wagte sich auch bis in die dunklen Gassen der Stadt, immer in der Hoffnung, Doktor Braun oder der Edelmann würden ihr einmal begegnen.

Sie trug ein spitzes Messer unter ihrem Brusttuch. Das wollte sie den beiden ins Herz bohren.

Irmgard haßte sie jetzt nicht mehr, wo sie wußte, daß dieselbe sich unglücklich genug fühlte. Auch Bruno Reimann wünschte sie nichts Böses weiter. Aber v. Lupenski sollte wenigstens sterben, eher würde sie nicht Ruhe finden. — —

Sechs Wochen nach dem Brand trifft eines Abends ein Telegramm von Lupenski an seine Gattin ein, das folgenden Wortlaut hat: „Erfahre soeben, daß mein Schloß niedergebrannt und Schimmelpfennig tot. Gib mir sofort Nachricht, ob das Wahrheit. Konstantin.“

Als Aufenthaltsort ist ein Städtchen an der böhmischen Grenze angegeben. Auf Irmgards Bestätigung telegraphiert der Gatte am nächsten Vormittag von Berlin aus: „Treffende morgen bei Dir ein. Dein Konstantin.“

Sie atmet tief auf. Wie soll das werden?! Noch weiß er nichts Genaueres, noch ahnt er nicht, was ihm bevorsteht!

Von Lupenski hatte sich mehrere Wochen in Monaco und an verschiedenen anderen internationalen Spielplätzen aufge-

halten und eine ganz erhebliche Summe Geldes verloren. Erst als er sich wieder auf der Rückreise befand, erfuhr er durch einen Zufall, daß sein Schloß abgebrannt war und Schimmelpfennig in den Flammen seinen Tod gefunden.

Trotzdem das für ihn einen sehr empfindlichen Verlust bedeutete, so erfüllte ihn die Nachricht nicht gerade mit Begeisterung, denn durch den Tod des ihm so lästigen Freundes würde das Unglück doppelt und dreifach ausgeglichen, sagte er sich mit unverhohlener Freude. Wie oft hatte er Schimmelpfennig während der letzten Jahre den Tod gewünscht. Welche Unsummen kostete ihm doch der gefährliche Mensch!

Nachdem er dann Trmgards Antwort auf sein Telegramm erhalten, setzte er die Reise unverzüglich fort.

Sein Plan für die Zukunft war bereits gefaßt. Tannenhöhl sollte verkauft werden, seine Frau, die ihm höchst lästig geworden, möchte Wohnung nehmen, wo sie wollte, und er durfte die goldene Freiheit mit vollen Zügen genießen, im sonnigen Süden, in Amerika, oder wo es ihm paßte.

Bruno wischte heute den ganzen Tag nicht aus der Nähe des Försterhauses, in dem Trmgard wohnte. Er hatte ja eine Ahnung, als ob dem geliebten Weibe Unglück drohte. Sie sagte ihm gestern abend, daß heute ihr Gatte zurückkehren würde. Mit keinem Wort verriet sie die geheime Angst, die sie vor diesem Wiedersehen hatte, aber die Augen der Liebe sahen scharf. Bruno las es in ihrer Seele, wie sie sich fürchtete. Darum hielt er treue Wacht bei ihr, ohne daß sie es wußte.

„Jetzt ist es Abend geworden. Bruno sieht von der fast zerfallenen, mit Hopfen und wildem Wein dicht umspinnenden Laube aus, die sich neben der Haustür befindet, wie drinnen Licht gemacht wird. Die Magd kommt heraus und schließt die Fensterladen.“

Sie ahnt nicht, daß bei dem schaurigen Regenwetter jemand hier draußen sitzt.

Durch einen Spalt vermag er zu sehen, was drinnen im Zimmer geschieht. Da läuft die Geliebte, die er nicht besitzen darf, weil sie an einen anderen gekettet ist, aufgeregt umher, trocknet die Tränen mit ihrem Taschentuch, preßt die heiße Stirn an die Fensterscheibe und schluchzt so laut, daß Bruno es draußen hört.

Wie jammert ihn das Unglück des armen Weibes! Wie gern wäre er jetzt hineingeeilt, hätte sie in seine Arme geschlossen und ihr gesagt: „Sei ohne Sorge, ich kämpfe für Dich!“

Er darf es nicht. Aber als treuer Beschützer über sie wachen, das ist ihm gestattet.

Der Oberinspektor Müller von Tannenhöhl befindet sich heute schon den ganzen Tag in größter Aufregung. Er ist bereits dreimal auf dem Bahnhof gewesen, um seinen Herrn abzuholen, über dessen Ankunft in der Stadt noch nichts bekannt sein kann. Wüßte die Behörde darum, so würde sicher auch ein Gendarm bereit gestanden haben. Doch nun ist der letzte Zug aus der Richtung von Berlin eingetroffen, ohne den Ersehnten mitzubringen.

Jetzt rechnet der Oberinspektor nur noch mit der Möglichkeit, daß v. Lupenski in N., wo er sehr langen Aufenthalt hat, ein Fuhrwerk genommen und inzwischen vielleicht schon daheim angelangt ist. Um eine Stunde könnte er vor dem letzten Zug auf diese Weise dort eintreffen.

Der erwartungsvolle Wirtschaftsbeamte kehrt also nach Tannenhöhl zurück und gibt, da sein Herr auch mit Fuhrwerk nicht gekommen, die Hoffnung auf, ihn heute noch zu sehen.

Es ist inzwischen dunkel geworden, und der Regen rieselt immer dichter vom sternlosen Himmel hernieder.

Gerade setzt Müller sich an den Tisch, um durch einen steifen Grog seinen Unmut zu verscheuchen, als lautes Hundegebell ihm doch noch Besuch ankündigt. Ein Wagen fährt in den Hof. Er eilt hinaus.

Wahrhaftig, Herr von Lupenski ist da! Der selbe scheint viel getrunken zu haben, denn er spricht heiser und mit schwerer Zunge.

„Schöne Geschichte das, Müller! Da kann man jetzt wohl im Schweinstall logieren, was?“

„Herr v. Lupenski, darf ich Sie bitten, mir zu folgen? Ich habe mich drüber in dem früheren Schäferhaus vorläufig einlogiert. Aber ich muß um Eile bitten. Rutscher, fahren Sie zurück, Sie werden Ihren Fuhrlohn morgen kriegen, wenn ich nach N. komme,“ wendet er sich, während sie in das Haus eintreten, noch an diesen, der denn auch sofort heimfährt.

„Ei, das duftet nach Grog!“ ruft v. Lupenski, mit der Zunge schnalzend aus, als er die Stube betreten. „Zunächst besorgen Sie mir ein Glas davon, ehe Sie mit Ihrer Höhspost kommen.“

„Soll geschehen! Aber, Herr v. Lupenski, was ich Ihnen zu sagen habe ist bitterer Ernst. Hören Sie mich an.“

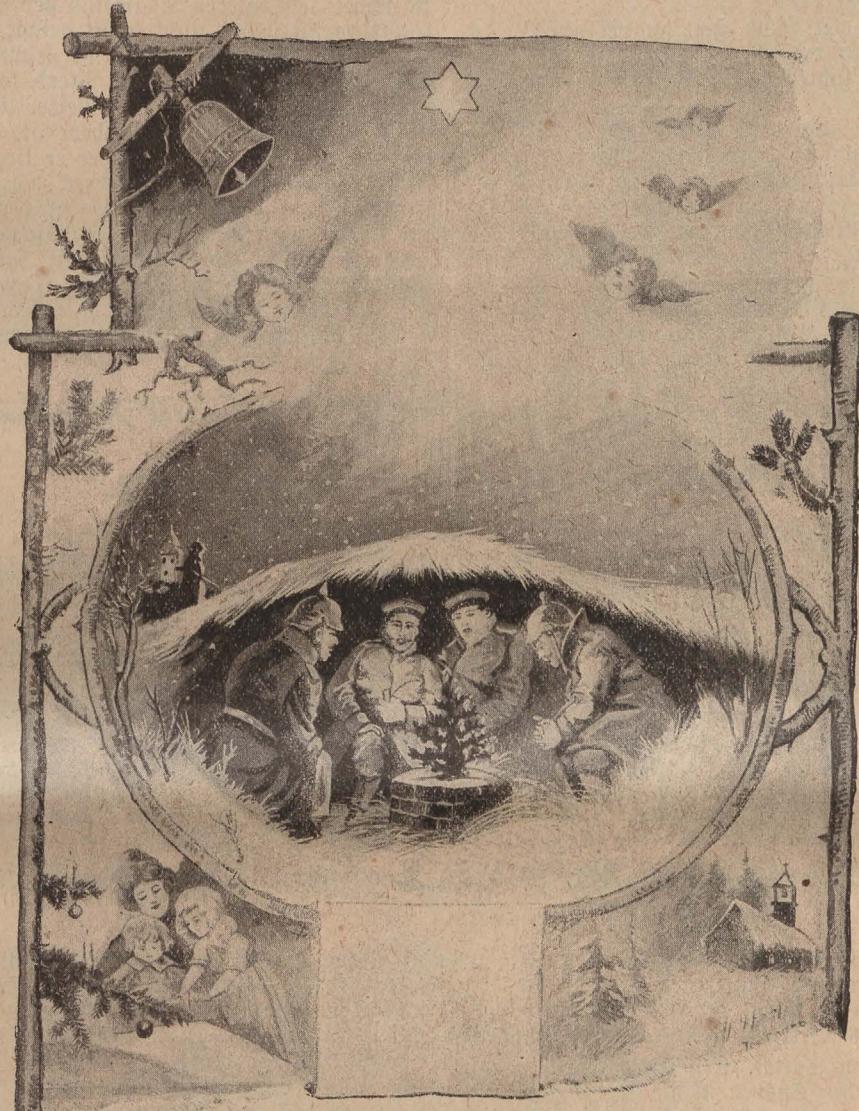
Und nun erfährt der Erschreckte, was in der Zeit geschehen, was für ihn alles auf dem Spiel steht.

Da erleichtert sein vom allzu reichlichen Genuss des Weins hochgerötetes Gesicht, und er sinkt auf einen Stuhl nieder. „Im Ofen hat Schimmelpfennig das Papier gefunden? Den Meineid hat er eingestanden? Reimann frei? Und — mein Weib — Müller, mein Weib hat alles verraten?“ feucht er, die Augen unheimlich weit aufreißend.

„Herr v. Lupenski, es ist leider alles sol! Und Sie werden einsehen, daß Ihres Bleibens hier nicht länger sein kann. Ich habe Ihr Kommen vor den Leuten nach Kräften zu verheimlichen gesucht. Noch weiß auf der Polizei niemand, daß Sie hier sind. Aber morgen früh dürfte es bekannt sein, und man wird Sie verhaften.“

Also halten Sie sich hier nicht auf. Der Schimmel steht schon gefaßt bereit. Sie müssen in einer Stunde die Station B. erreicht haben, um den nächsten Schnellzug nach dem Süden benutzen zu können. Das Pferd übergeben Sie dem Bahnhofswirt und sagen ihm, Sie müßten in dringender geschäftlicher Angelegenheit nach Leipzig. Sie steigen aber in B. um und fahren nicht nach Leipzig, sondern nach Hamburg und geben mir von dort unter einem anderen Namen Bescheid.

Ich werde schon das Meinige tun, daß man Sie nicht erwische. Tannenhöhl verkaufe ich für Sie, vielleicht kaufe ich



„Stille Nacht, heilige Nacht!“ Nach einer Zeichnung von F. Gaver.

es selbst. Aber das läßt sich schriftlich abmachen. Bedienen Sie sich nur bei allen Briefen einer Schreibmaschine, damit die Handschrift nicht zum Verräter wird."

"Halten Sie jetzt ein! Geben Sie mir ein Glas Grog, sonst erleide ich einen Herzschlag!" unterbricht v. Luppenksi den in höchster Aufregung Sprechenden, stürzt das heiße Getränk hinunter, springt dann auf und ruft mit gehaltenen Fäusten und zornblitzenden Augen: "Also das Weib! Sie haben recht, Müller! Ihr Ratschlag ist gut und ich werde ihn ausführen. Schaffen Sie mir meinen Koffer herein, daß ich mich reisefertig mache. Aber soviel Zeit wird mir bleiben, daß ich meiner lieben Gattin erst noch einen guten Abend wünsche. Ich will sie sprechen — die — die —"

"Herr v. Luppenksi, es gilt keine Zeit zu verspielen! In einer Stunde fährt der Zug von P. ab. Bei der gnädigen Frau könnte möglicherweise sich schon ein Polizist eingefunden haben."

Gleichviel, ich muß sie sprechen! Sehen Sie, hier habe ich eine Browningpistole, das ist meine letzte Rettung! Ehe ich mich fangen lasse, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf. Wo die Sache so liegt, pfeife ich auf mein Leben. Aber Rechenschaft soll die Kreatur mir geben! Also bringen Sie mir das Pferd, ich bin in fünf Minuten fertig. Aber schnell noch einen Grog!"

"Das gibt ein großes Unglück! Er ist in diesem Zustand unberechenbar," sagte der Oberinspektor sich.

Gerade in diesem Augenblick öffnet Trmgard das Fenster. Auch sie hat den Laut und das Pferdegetrappel gehört.

"Wer ist da?" fragt sie, erschrockt zurückweichend.

Bruno ist einen Augenblick unschlüssig, ob er davon laufen oder sich zu erkennen geben soll. Aber dann spricht er: "Ich bin es, gnädige Frau. Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe."

Da atmet sie erleichtert auf, und das bedrückende Gefühl einer entsetzlichen Angst, das sie seit gestern gequält, weicht von ihrer Seele. Sie ahnt, warum Bruno hier ist, sie weiß, daß er sie schützen will. — —

Unmöglich hätte man Frieda Niemischneider in dieser Gestalt mit dem wirren Haar und der seltsamen Kleidung erkannt, wenn sie es nicht selbst gesagt, daß sie es sei.

"Ein gräßliches Unglück ist geschehen," ruft sie mit schrilender Stimme aus. "Das Pferd wurde scheu, als es mich sah — und der Reiter — der Reiter liegt im Totengrund. Ich weiß nicht, ob es der Schloßherr ist, den ich ermorden wollte, oder ob es ein anderer ist, aber er liegt in der Schlucht."

Trmgard lähmmt der Schreck die Glieder, so daß sie sich nicht von der Stelle zu bewegen vermag. Da bietet Bruno ihr seinen Arm und sagt: "Gnädige Frau, ich bitte Sie, mir zu folgen. Vielleicht können wir helfen. Es war der Reitschimmel Ihres Herrn Gemahls. Ich kenne das Pferd."

In fünf Minuten haben sie die Schlucht erreicht. Die beiden Mägde sind ihnen mit Laternen gefolgt, auch Frieda

Weihnachtsbrief an unsere Feldgrauen.

Wie fühlen sonst sich Menschen reich,
Die Weihnachtsgaben versenden;
Wie fühlen wir diesmal uns Bettlern gleich,
Wem wir Euch Feldgrauen spenden!

Was wir Euch schicken in Feindesland,
Was wir Euch heimlich bereitet;
Wie scheint das alles nur kleinlicher Tand
Neben dem, was Ihr uns erstreitet!

Was könnte von unsern Gaben man
Mit Euren Opfern vergleichen!
Nehmt's, liebe Jungens, reichlich an
Vor so als Liebeszeichen.

Wir hoffen, daß Gott Euch Sieg verleiht,
Und uns aller Sorgen entledigt.
Uns Klingt das Lied Eurer Tapferkeit,
Wie eine gewaltige Predigt!

Gleich jungen Priestern habt Ihr hier
Vielen die Hände gefaltet!
Euch pflegen und danken wollen wir,
Wenn wieder Frieden walten!

Unsre Sorge leidet bei Tag und Nacht,
Und möchte Euch immer begleiten!
Wie oft sind Nächte wir aufgewacht,
Um im Geist mit Euch zu streiten!

Wie rückten da zu unserer Qual
Die Stunden langsam und bleiern!
Heute wollen wir aber einmal
Ganz fröhlich mit Euch feiern!

Dass uns so manche Ferne trennt,
Soll uns den Trost nicht rauben;
Wir werden, wenn der Tannenbaum brennt,
Euer Singen zu hören glauben!

Das Weihnachtslied und das Kaiserlied
Soll hell zum Himmel schlagen!
Wenn endlich — bald Ihr heimwärts zieht,
Sollt Ihr Siegeskränze tragen! Max Möller.

Doch er bringt den Schimmel, denn es gilt keine Zeit zu verspielen. Es ist nicht Treue gegen seinen Herrn, die ihn treibt, es ist Egoismus, da er hofft, durch die Notlage des selben billig in den Besitz des stattlichen Ritterguts zu kommen.

Zetzt sich v. Luppenksi im Sattel. Ein kurzer Gruß, dann drückt er dem feurigen Ross die Sporen in die Weichen, daß es sich hoch aufbäumt und wie ein Pfeil davonfliegt. Er denkt an keine Gefahr, er denkt an nichts, als an die Rache, die er an seinem Weibe üben will. Ja, er ist in dieser Stunde zu allem fähig, in seinem Born ist er Frieda Niemischneider vollständig gleich.

Im Walde muß er seinen Schimmel zügeln und langsam reiten, denn es ist ganz finster und der Ritt könnte gefährlich werden, weil der Weg über eine tiefe Schlucht führt, die man den "Totengrund" nennt. Nun muß er diese Stelle gewiß erreicht haben nach seiner Schätzung. Zu sehen ist gar nichts.

Aber dort bewegt sich etwas wie eine menschliche Gestalt.

Plötzlich wird das feurige Ross scheu, denn es bemerkte das Weib mit dem flatternden Tuch, das vorüberhuscht, macht einen gewaltigen Satz zur Rechten, wiehert ängstlich auf, springt jäh wieder nach links, und der Reiter wird in großem Bogen aus dem Sattel geschleudert, über die eiserne Barriere hinweg, hinab in den Totengrund. Er vermag keine Rache mehr zu üben.

Ein gellender Schrei dringt plötzlich an Bruno Neimanns Ohr. Bald darauf hört er den Hufschlag eines in schnellster Gangart dahinrasenden Pferdes und sieht beim Schein der eben durch die schwarzen Wolkenmassen schauenden Mondsichel einen reiterlosen Schimmel vorüberziehen.

Noch einmal dringt der unheimliche Ton von einer Weiberstimme an sein Ohr. Er verläßt die Laube.

Niemischneider ist mitgegangen. Hell leuchtet die Mondsichel jetzt hernieder, und die Sterne funkeln am Abenhimmel mit so klarem Glanz, wie man sie lange nicht gesehen hat. Dies unten auf hartem Steingeröll liegt v. Luppenksi stöhnend in seinem Blut.

Als der Schein der Laternen in sein blaßes Antlitz fällt, da kehrt das Bewußtsein, das er verloren hat, auf wenige Minuten wieder und er erkennt sein Weib, wie es sich zu ihm niederbeugt, er erkennt den Mann, der durch seine Schuld unschuldig gelitten, er erkennt aber auch, daß der ewige Richter ein Urteil gesprochen.

"Es ist vorbei! Trmgard, vergib mir!" haucht er nur noch. Dann schwindet ihm wieder das Bewußtsein, man hört sein Röcheln — er ist tot. In seines Weibes Armen ist er gestorben. Wieder stößt die Tränen einen markenschüttenden Schrei aus, schleudert das Messer von sich und ruft mit unnatürlicher Stimme aus: "Ein Höherer hat diesen Mann gerichtet, ich brauche es nicht mehr, mein Nachdurft ist gestillt. Nehmt mich jetzt, ich habe das Schloß in Brand gesteckt, ich will gerne büßen für meine Schuld!"

Frieda Niemischneider wurde in einer staatlichen Irrenanstalt untergebracht, in der sie der Tod nach kurzer Zeit von allem Erdeneid erlöste. Ihre Angaben hatten aber doch zur Folge, daß in jener Anstalt, in der sie so viel gelitten, einmal eine eingehende Untersuchung stattfand, bei welcher unglaubliche Zustände zutage kamen. Gerechte Strafe traf den Leiter, die Angestellten und eine ganze Reihe anderer Personen, unter denen sich auch Doktor Braun befand.

Der "ewige Kerker" ging ein, und seine armen Gefangenen durften Frieda Niemischneider als ihre Erlöserin preisen.

Am Tage nach dem Begräbnis ihres Gatten hatte Trmgard die Stätte verlassen, an der sie so unsagbar vielen Zam-



Weihnachtsfeier in einem deutschen Lazarett.

mer, so schwere Stunden durchlebt. „Auf Wiedersehen!“ sagte sie zu ihren Freunden Bruno Reimann und Seidenkranz, aber über ihr Vorhaben ließ sie kein Wort verlauten.

Tannenhöh wurde verkauft, an einen Edelmann aus Ostpreußen, die Familie Münchow sowie viele andere, die sich vom Bankier Rosengarten übervorteilt und betrogen glaubten, erhielten ganz unerwartet das Ihrige zurück, und Bruno durfte den Weizenschlag samt dem, was von ihm in diesem Jahr geerntet worden, wieder sein eigen nennen.

Der harte Kampf ums Dasein hatte damit für ihn und seinen alten Getreuen ein Ende, er durfte freudig schaffen auf dem Grund und Boden, der seinen Vater gehört, und durfte reichen Segen auf seinen Feldern erblühen sehen.

Aber wenn er so dahinschritt über die grünen Fluren, durch die wogenden Kornfelder, dann jubelte sein Herz doch niemals auf in überströmender Freude, man sah es dem ernsten Manne an, daß ihn auch jetzt, wo er frei war und nicht um den morgenden Tag zu sorgen hatte, immer noch etwas bedrückte. Und das war die Ungewißheit über Trmgards Geschick. Er konnte es nicht begreifen, warum sie ihm in der ganzen langen Zeit — ein volles Jahr war seit der Scheidestunde verstrichen — nicht ein Lebenszeichen gegeben. Was er auch angestellt, er hatte ihren Aufenthalt bisher nicht zu ermitteln vermocht, und sein liebendes Herz schwieb darum in schwerer Sorge um sie.

* * *

Ein trüber Herbsttag ist heute. Die letzten Geognomen blühen in den Gärten, graue Nebel steigen empor aus den Wiesengründen und welkes Laub raschelt unter Brungs Füßen, als er über die Heide dahinschritt, dem Domkirchhof zu, auf dem seine Eltern, Großeltern, der Bruder, und auch sein Feind, der unglückliche Schloßherr v. Lupenski, ruhen.

Es treibt ihn in seiner schwermütigen Stimmung öfter zu dieser Stätte des Friedens. In den alten Tannen säuselt der Wind, und es ist so still, so menschenleer heute hier.

Leise öffnet er die Gittertür und tritt nun ein in das gehegte Land der Toten. Aber als er ausschaut, da sieht er, daß er doch nicht der einzige Lebendige hier ist. Eine junge, schlanke Dame in etwas vornehmer Trauerrobe schreitet auf ihn zu.

„Jetzt bleibt sie stehen, schlägt den Schleier zurück, und er schaut in Trmgards liebliches Antlitz, aus dem ihm zwei Sterne entgegenstrahlen, daß er wie geblendet zurücktaumelt.“

„Sie will etwas sagen, doch er ergreift mit solchem Ungeštüm ihre beiden Hände und drückt sie so herzlich, daß es eher wie ein Schmerzenslaut als ein Freudenruf ist, der über ihre Lippen kommt. „O Trmgard, meine Trmgard, ich habe Dich wieder!“ jubelt er freudetrunkener. Und dann sagt er ihr, was er um ihretwillen gesunken, sagt ihr alles, genau wie es ihm ums Herz ist.“

„Ihre Wangen erglühen, ihre Augen senken sich, aber er weiß ja, daß das geliebte Weib jetzt ihm und nur ihm ganz allein gehört. Er bedarf nicht erst ihres Jawortes. Hier an geweihter Stätte schließen zwei Herzen einen Bund für Zeit und Ewigkeit.“

Leise rauscht es in den Tannen, welches Laub wirbelt über den Steg, die Schatten der Nacht breiten sich auf die Erde und des Herbstes rauer Hauch weht darüber hin; aber die Glücklichen sehen das nicht und fühlen es nicht, in ihnen strahlt hell und warm der Liebe Lenzessonne. Sie haben einander gefunden, ihnen winkt über die stillen Hügel der Toten das Leben.

„Sie, die bisher an des Daseins rauher Wetterseite in Sturm und Eis gestanden, sollen seine Sonnenseite kennen lernen.“

„Es ist Lenz für sie geworden.“

— — — Endel — — —

Wie der Weihnachtsmann zu Ullbrich kam

Skizze von G. Kas.

„Nehmen Sie den Ullbrich mit!“ sagte der Oberleutnant. „Der Mensch hat Augen wie ein Luchs!“

Der Sergeant salutierte und wendete sich zum Gehen.

„Ich stecke Ihnen den Baum noch einmal an, wenn Sie sich verspäten!“ rief ihm der Offizier nach.

Draußen war es bitterkalt. Jetzt fing es auch an zu schneien.

„Brr!“ sagte der Sergeant. „Das heißt!“

Sie gingen schweigend weiter, den Wald entlang. Ullbrich döste im Gehen. Er war gestern auf Wache gewesen und hatte tagsüber nur zwei Stunden schlafen können.

„Sehen Sie mal dorthin!“ flüsterte der Sergeant. „Die reinen Weihnachtsbäume!“

Ullbrich öffnete die Augen. Ja, das war wirklich schön! Dort drüben auf der Wiese stand ein Haufen kleiner Tannen dicht beisammen und der Schnee fiel in großen Flocken auf ihre Zweige. Man konnte das ganz deutlich sehen, denn der Mond stand gerade über der Wiese.

„Wie im Theater!“ brummte der Sergeant.

Ullbrich nickte. Wie im Theater! So hatte er es dort auch gesiehen, den Sonntag, bevor das Regiment nach Belgien fuhr. Das war ein schöner Abend gewesen — der schönste, den er jemals erlebt. Und dann die Line — ob sie wohl noch an ihn dachte? Damals war ihm gewesen, als sei der Weihnachtsmann zu ihm gekommen — endlich, zum erstenmal.

Denn er hatte sich als Kind fast frank nach dem Weihnachtsmann gefehlt und immer wieder gehofft, er würde einmal, ach, nur ein einziges Mal, zu ihm kommen und die dunkle kleine Wohnung mit seinen duftenden Kerzen erleuchten. Wie hatte er auf ihn gewartet, von Jahr zu Jahr, von Weihnacht zu Weihnacht!

Wenn dann der Junge mit schwerem Herzen das Gesicht ans Fenster preßte und sehnsüchtig hinübersah, wo sich im Vorherhaus Licht um Licht entzündete, tröstete die Mutter: „Das nächstmal, Karl! Das nächstmal bestimmt! Sieh mal, heuer ging es wirklich nicht ... die vielen Kohlen ... und das Leben wird auch von Tag zu Tag teurer! Aber das nächstmal, Karl, da sollst Du mal sehen!“

Aber im nächsten Jahr war es wieder nichts geworden, so sehr sich die Mutter auch mühte. Und gerade als das Leben anfang lichter zu werden, als Ullbrich Gejelle wurde und schon verdiente, starb ihm die Mutter. Es war, als habe sie damit gewartet, bis sie den Sohn versorgt wußte. Ullbrich seufzte unwillkürlich.

„Nanu?“ fragte der Sergeant. „Mensch, Sie seufzen? Die Sache hier ist ja bald zu Ende und dann kommen wir zwei auch zu unserm Baum!“

Zum Weihnachtsbaum! O ja, es würde wohl was für den Musketier Ullbrich drunter liegen, das wußte er genau. Tabak und Wollfachen, eine Pfeife und ein Feuerzeug etwa, und was es sonst noch an Spenden gab. Er würde sein Teil bekommen wie die anderen. Nur daß die anderen auch Grüße von daheim erhielten, nur daß ihre Gaben von Eltern kamen, von Frau und Braut! Niemand dachte niemand! Line hatte ihn wohl schon lange vergessen.

Als die Mutter starb, die einzige, die ihn je geliebt, da zog Ullbrich zu älteren, sauberer Leuten, die nahe der Fabrik wohnten. Von Verwandten wußte er nichts. Seine Hausleute schätzten ihn als pünktlichen Zahler, als ordentlichen Menschen. Sie boten ihm guten Tag und guten Weg und kümmerten sich im übrigen nicht viel um ihn. Nur am Weihnachtsabend wurde er zu Karpfen und Mohnpfischen eingeladen. Aber einen Baum gab es da nicht — die alten Leute scheuten die Mühe.

Und sonst hatte er nirgends verkehrt, auch als er später Vorarbeiter und Meister in der Fabrik wurde und ein schönes Stück Geld verdiente. Der Sinn stand ihm nicht nach den Mädchen; sie waren ihm zu gepunkt und zu flurig. Er hätte wohl schon ans Heiraten denken dürfen und er dachte auch häufig daran — aber es wollte nie so recht passen. Nur die Line — ja die!

„Na seien Sie!“ sagte der Sergeant. „Das ging ja gut! Sie halten wohl auch heute Ruhe, die da drüben! Nun wollen wir sehen, daß wir ebenso gut wieder zurückkommen!“

Die Line! Das war in der Garnison gewesen, als sie ihn einerexzerten. Ullbrich hatte sich freiwillig gemeldet; denn gedient hatte er nicht, war wohl damals zu schwach gewesen. Nun jetzt sah er stattlich aus, und dann nahm man Schlosser ja besonders gerne. Er hatte sich vom ersten Augenblick an wohl gefühlt, man war ihm so herzlich entgegengekommen; alle Kameraden und besonders der eine, der Rittel. Der hatte sich ihm gleich angegeschlossen.

Und als er sah, daß Ullbrich niemals ausging, niemand in der Stadt kannte, da hatte er ihm angeboten, ihn Sonntags zu seiner, Rittels, Braut mitzunehmen. Das nahm Ullbrich auch gerne an.

„Es ist verdammt kalt!“ brummte der Sergeant.

Ja, kalt war es wohl! Und doch wurde es Ullbrich ganz heiß, wenn er an die Line dachte, wie er sie damals zum ersten-



Herzog Adolf Friedrich v. Mecklenburg, der mit einem Zeppelinluftschiff nach Sofia flog.



Oberes Bild rechts:
Ein Symbol für Serbiens Zukunft:
Der Thronsaal des Königs in Belgrad, der durch einen Granateinschlag zerstört wurde.



Mittleres Bild:
Die berühmte Donau-Eisenbahnbrücke Semlin-Belgrad, die von den Serben bei ihrem Rückzug zerstört wurde. Neben die unbeschädigten Pfeiler ist eine neue Eisenbahnbrücke gebaut worden. Hierdurch wird die Bahnverbindung Berlin-Konstantinopel in kürzester Zeit wieder dem Betrieb übergeben werden können.

Unteres Bild links:
Englische Zerstörungswut. Von den Engländern auf ihrem Rückzug im Aisnekanal versenkte Schiffe.

Unteres Bild rechts:
Die von einem Granatsplitter getroffene Christusfigur am Friedhof zu Konstantinow bei Warschau.

